UNIVERSITÄT AUGSBURG
Universitätsbibliothek

OPEN ACCESS
OPUS AUGSBURG

Eine Nacht “Jurassic Park”

Jens Soentgen

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Soentgen, Jens. 2002. “Eine Nacht ‘Jurassic Park’.” *Tópicos: deutsch-brasilianische Hefte* 41 (1): 20–22.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:
Deutsches Urheberrecht
Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:
https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/

Das Wasser reichte inzwischen bis zu den Türen. Das war keine überschwemmte Straße mehr, sondern ein See, in den wir mit unserem Chevrolet hineinfuhren...

Eine Nacht »Jurassic Park«

DR. JENS SOENTGEN

Zuerst hatte es nach einer länglichen Pfütze ausgesehen, in der Dunkelheit konnte man es nicht genau erkennen, dann war das Wasser tiefer und tiefer geworden, vielleicht hatten wir den Weg schon verloren, man konnte nicht weiter sehen als drei oder vier Meter.

Im Scheinwerferlicht plötzlich zwei rote Augen, die aus dem Spiegel des braunen Dreckswassers auftauchen, dann mit einem Platschen wieder verschwinden: „Ein Kaiman, hast du gesehen?" fragt Michael.

Unter uns der Schlamm, um uns herum Wasser und vor uns die Krokodile: So hatte ich mir den Öko-Ausflug ins Pantanal, das riesige Sumpfgebiet in Zentralbrasilien eigentlich nicht vorgestellt. Dabei hatte alles geordnet angefangen, wie ein ganz normales Touristenritual. Mittags war ich in Cuiabá angekommen, Michael, ein Freund, der an der Universität in Cuiabá lehrt, hatte mich abgeholt, wir hatten unsere Sachen in den Pick-up geladen und waren losgefahren, durch die Stadt, die endlosen Vorstädte mit ihren Wellblechhütten, vorbei an Viehweiden, durch kleine Dörfer, bis es schließlich am Rande der Straße sumpfig wurde. Daniel, der Fahrer, hatte erklärt, er kenne die Strecke in- und auswendig, aufgrund der Regenfälle in den letzten Tagen werde es zwar ein paar Pfützen geben, aber das sei kein Grund, etwa die Bundesstraße zu benutzen: „Não tem problema não!", meinte er und grinste. Kein Problem.

Wenn man einmal drin ist, ist man wirklich drin. Das trübe Wasser um uns herum sprudelte geradezu von seltenen, spitzzahnigen Tierarten.

Vielleicht hätte ich doch lieber zur Zeit der Trockenperiode fahren sollen, zwischen April und September, dann gibt es keine Regenfälle, die Seen trocknen aus, die Riesenschlangen, Kaimane und alle anderen Viecher krabbeln auf die Inseln, wo sie sich gegenseitig auffressen, und dann, so versichern Kenner, könne man sie am besten beobachten.

Michael war an allem schuld. Er hatte den Ausflug arrangiert. Zur ‚Pousada do Rio Mutum', da sollte es eigentlich hingehen, einem Ökohotel mitten im Sumpf.

Daniels Pick-up war der Shuttle-Bus, der Touristen von Cuiabá zur Pousada und wieder zurück bringen sollte. Jede Woche fuhr er ein- oder zweimal hin und her, auch um Lebensmittel und Getränkenachschub in den Busch zu bringen.

Eine solche Tour hatte freilich auch Daniel noch nicht erlebt. Er ist ein kleiner, etwa 50jähriger Mestize, dem vorn zwei Schneidezähne fehlen, was ihm ein verwegenes, zwielichtiges Aussehen gibt. Die ganze Fahrt über hat er kaum gesprochen, und jetzt, wo der Wagen zwar noch fährt, aber kurz davor ist, im Schlamm zu versinken, sind wir alle drei still geworden. Nur das Summen der Klimaanlage und ab und zu ein Klatschen, wenn jemand ein Moskito erlegt hat. Wir warten eigentlich nur darauf, daß Wasser in den Motor eindringt und der Wagen in irgendeinem Loch versinkt. Ich stelle mir vor, wie wir uns in der zappendusteren Nacht aufs Autodach retten, bis auch das im Schlamm versinkt.

Das Pantanal war zur Zeit der Dinosaurier ein Binnenmeer voller Haifische, dann ein riesiger See voller Krokodile, heute ist es eine große Ebene, die immer mal wieder überflutet wird. Das Wasser prägt und beherrscht das Gebiet und hat bislang alle Versuche einer Kultivierung zunichtegemacht. Mit 230.000 Quadratkilometern hat das Pantanal etwa die Ausdehnung Großbritanniens. In der Regenzeit, von November bis April, ist es überschwemmt, in der Trockenzeit zieht sich das Wasser zurück. Es gibt ein wenig extensive Viehzucht, sogenannte Nelore, eine Art Zebu-Rinder grasen hier und da auf den überfluteten Flächen, eine äußerst robuste Rasse, der es nichts ausmacht, bis zum Bauch im Sumpf zu stehen.

Das Pantanal gilt als einzigartiges Ökosystem, vor allem berühmt für seine Vögel. Löffler, Waldstörche, Reiher, Papageien, auch mannsgroße Geier, alles das sitzt in den Schilfrohren und auf den Bäumen und lauert auf Beute. Nirgendwo in Amerika wimmelt es so von Tieren wie hier. 650 Vogelarten haben Experten gezählt.

Von all diesen seltenen Tieren waren in den vier oder fünf Stunden, die wir uns nun schon durch den Sumpf kämpften, nur leuchtend rote Augenpaare zu sehen, die sekundenlang im Scheinwerferlicht aufblitzten, und dann sofort verschwanden.

Unser Pick-up hatte sich mittlerweile, wer hätte das gedacht, wieder ein wenig aus dem Wasser erhoben, wir hatten festen Boden unter den Füßen. Vor uns ▶

eine Holzbrücke, darunter ein glucksender schwarzer Bach. Wir steigen aus. Es ist unerträglich schwül, der Nachthimmel bedeckt. Eine dunstige Atmosphäre; es riecht süßlich nach Vanille und altem Schilf. Überall rieselt es, Wassertropfen perlen aus der Erde, kleine Rinnsale laufen kreuz und quer über den Weg. Es scheint aus dem Boden hervorzusprudeln. Auf dem Brückengeländer erkenne ich den Umriss einer Eule, die geräuschlos auffliegt, als wir näherkommen. Es ist eine schwüle, erwartungsvolle Atmosphäre wie in dem Film Jurassic Park. Man spürt eine eigenartige Anwesenheit von Leben. Jeder Zoll Finsternis ist erfüllt von beutesuchenden, fressenden, kopulierenden Tieren. Mich würde es nicht wundern, wenn aus dem flüsternden Schilfgras plötzlich ein Saurier hervorbricht.

Die Strecke von Cuiabá-Centro ins Pantanal kommt mir rückblickend so vor wie eine Zeitreise ins Erdaltertum. Man durchquert alle Stufen der Zivilisation, vom hochtechnisierten, modernen Stadtzentrum bis zur Schilfhütte an der Peripherie; am Ende, wo wir jetzt angekommen sind, gibt es nur noch menschenleeren Urwald. Wir sind in eine Sphäre gepurzelt, in der hungrige, hirnlose Geschöpfe, die nicht lange fackeln, das Sagen haben.

Nicht wir beobachten die Tiere, wie ich es mir eigentlich ausgemalt hatte, mit Feldstecher und Bestimmungsbuch, sondern hunderte von Tieraugenpaaren, versteckt im Gesträuch, unter der Brücke und zwischen den Schilfrohren, beobachten uns. In der Böschung entdecke ich eine Straße von Blattschneiderameisen, die helle Blattteile wegschleppen, es sieht ein wenig wie eine merkwürdige Minidemonstration mit grünen Transparenten aus.

Vier Wochen vor meiner Anreise hatte ich mit Michael in Goiânia ein ornithologisches Museum besichtigt, sozusagen zur wissenschaftlichen Vorbereitung. Eine eher lieblose Ansammlung von ausgetrockneten Präparaten, verstaubt, teilweise von Milben angefressen. Es gab auch eine Schlangenabteilung. In Einmachgläsern ringelten sich aufgeschwemmte Vipern und Kobras, eingelegt in Formaldehyd. An den untapezierten Wänden hing ein Zeitungsausschnitt mit einem Bericht über eine menschenfressende Anakonda. Daneben ein Foto des aufgeschnittenen zwanzig Meter langen Tieres, aus dem die Jäger einen halbverdauten Leichnam zogen. Können Anakondas Menschen verschlingen? Ich hatte das immer für ein Gerücht gehalten. „Sie wickelt sich in Sekundenschnelle um dich," erklärte Michael, „dann zieht sie zu. Jedesmal wenn du ausatmest, zieht sie ein bisschen mehr zu." Er habe selbst einmal gesehen, wie eine Anakonda ein Krokodil erwürgt hat.

„Es wird noch ein Gewitter geben," sagt Daniel. Am Horizont wetterleuchtet es schon kräftig. Der Himmel ist bedeckt, weder Mond noch Sterne sind zu sehen. Die Holzbrücke ist stabil, wir fahren hinüber mit unserem tropfenden Chevrolet. Die Straße ist nun leicht erhöht, daher überwiegend trocken, ab und zu leckt das Wasser mit einer großen, glitzernden Zunge von rechts oder von links darüber hinweg.

Dann regnet es plötzlich, unzählige kleine Ringe auf dem blanken Wasserspiegel, Blitze erleuchten das Schwemmland neben der Piste, die Scheibenwischer quietschen auf Hochtouren, dann wird es wieder klar.

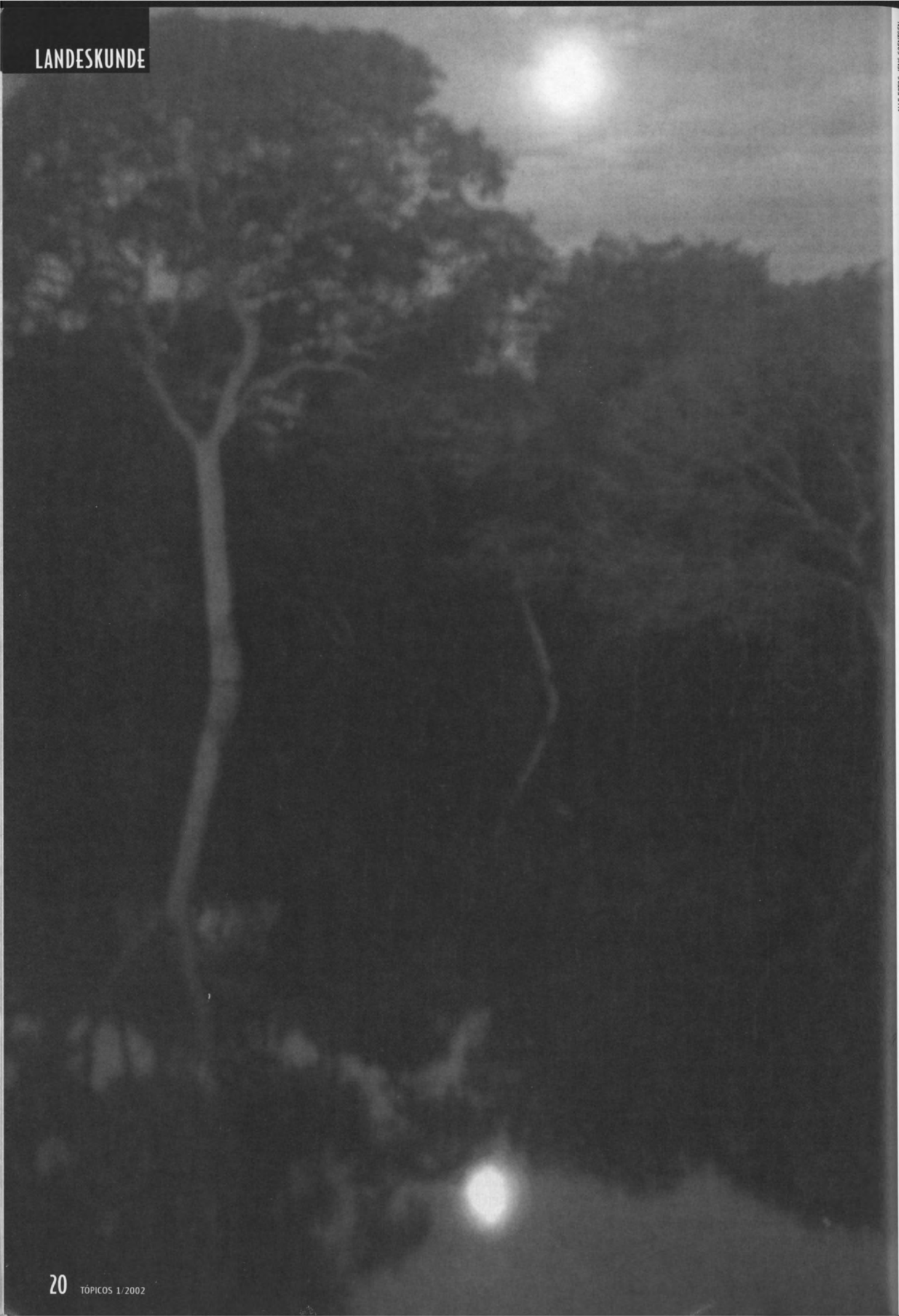
In der Ferne flackert ein Licht. „Jetzt wird der Weg besser," sagt Daniel. Wir erreichen eine hell erleuchtete Tankstelle. Unter dem breiten Vordach sitzen Männer mit Strohhüten, ihre Hemden sind bis zum Bauchnabel aufgeknöpft. Sie rauchen und trinken Bier. Sie grüßen freundlich, man kennt sich, Pedro kommt hier jede Woche vorbei. Eine Tankstelle mitten im Niemandsland, die auch um elf Uhr nachts noch offen ist. Eine Art Wirtshaus im Spessart.

Die Zapfsäule ist ein wenig rostig, ein öliger Haufen mit alten Metallteilen liegt daneben. Eine riesige Kröte mit unnatürlich großen, schwarzen Glupschaugen kriecht darunter hervor. Hinter der Tankstelle kilometerweit überschwemmtes Land. Im Wasser spiegelt sich der Mond. Ich gehe in den Laden, in dem es alles gibt, was man in dieser Gegend braucht, Angelzeug, Macumba-Figuren, Strohhüte und Schnaps. Ich besorge mir Mückensalbe und ein paar Dosen Bier. Jetzt haben wir es ja offenbar geschafft, die Pousada ist nicht mehr weit.

Im Auto schlafe ich sofort ein. Als ich wieder aufwache, sind wir angekommen. Das Schild der Pousada, das zwei Jabiru-Störche zeigt, die der Sonne entgegenfliegen, pendelt friedlich im warmen Nachtwind.

„Willkommen im Pantanal, dem tierreichsten Naturpark Amerikas," sagt die Wirtin Alice und läßt unsere Koffer in die Apartements bringen. Sie zählt die Bootstouren auf, die wir am nächsten Tag unternehmen können, und schildert die großen, wohlschmeckenden Fische, die sich im Wasser tummeln. Wir erzählen von unseren Erlebnissen – aber sie will keineswegs glauben, daß wir auf dem Weg zu ihrem Hotel um ein Haar im wunderbar tierreichen Schlamm versunken wären. ■

Zuerst veröffentlicht in der NZZ, 15. 11. 2001, S. 76.



ALLE FOTOS: JENS SOENTGEN